Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 41 (1961-1962)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

EUROPÄISCHE SCHWEIZ

Eine geistesgeschichtliche Studie von Fritz Ernst

Auf Veranlassung der Stiftung Pro Helvetia erschien 1951 ein Essai Fritz Ernsts in englischer Sprache, «European Switzerland. Historically considered» (Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich). Die Übersetzung ins Englische beruht auf einem Manuskript, das Fritz Ernst anhand eines von einem Studenten aufgenommenen Stenogramms seiner 1948 gehaltenen Vorlesung über «Europäische Kulturwerte der Schweiz» ausgearbeitet hatte. Dankbar empfängt man jetzt diese deutsche Grundfassung. Daniel Bodmer hat die Herausgabe betreut; der Artemis Verlag, Zürich, hat sie erfreulicherweise in seine Obhut genommen.

Es ist zunächst Rührung, was den Kenner Fritz Ernsts bei der Lektüre befällt. Er meint die vertraute Stimme des Gelehrten zu hören, der ein wesentliches Thema, ein Lieblingsthema seines Forschens, und das Ergebnis einer Lebensarbeit hier ausbreitet. Man spürt, daß der Text ein gesprochener Text ist, und es gibt ein paar Stellen darin, die etwas von jener Schalkhaftigkeit verraten, mit der Fritz Ernst eine kleine Überraschung, eine seiner Trouvailles, als Pointe zu setzen so meisterhaft und liebenswürdig verstanden hat. Sodann erfreut sich der Leser an der auch hier sichtbaren Neigung des Verfassers, Menschen oder Ideen miteinander in einen Bezug zu setzen, der im ersten Augenblick verwirrend, geradezu ausgeschlossen scheint, worauf dann in einfacher Weise oder in leicht barockem Schwung die genaue Polarität oder die anregende Kühnheit im Geistesspiel erkannt und geschätzt wird. Ein anfänglich beängstigendes, zuletzt in der Wirksamkeit bestechendes Beispiel dafür bietet die Verknüpfung der Namen Henri-Frédéric Amiel und Jacob Burckhardt. Sie werden als Antipoden genannt (daher das Erschrecken über die Fügung), stehen aber in einem Jahrhundert, in dem «ein gewisser Originalitätsverlust unvermeidlich war», dennoch für den Welterfolg schweizerischer Provenienz (daher das Bestechende bei soviel Unterschied).

Das Schönste an dem Bändchen von 68 Seiten ist, wie Fritz Ernst die europäische Schweiz im Spiegel der entscheidenden Epochen zeigt. Nicht daß daraus eine Geschichte des Vaterlandes *in nuce* entstanden wäre, vergleichbar einer haselnußgroßen Schweizer Uhr. Sein Unternehmen ist vielmehr deswegen bewundernswert, weil er mit nicht mehr zu überbietender Virtuosität die Dominanten der schweizerischen Entwicklung im geistigen und politischen Sinne umreißt und deutet, wobei die Virtuosität die Präzision nicht ausschließt, sondern im Gegenteil in ihr gipfelt. Das einleitende Kapitel «Wilhelm Tell» sagt auf fünf Seiten alles, was von der lapidar erzählten Geschichte des Mannes Tell über deren wesentliche Wirkungen im Ablauf der Jahrhunderte bis zu Rossinis Oper reicht, wobei am einen Ort die deutschen Klassiker und Napoleon, am andern die «Divina Commedia» aufgerufen werden können. Im Schlußkapitel «Weltverbundenheit und Neutralität» wiederum umkreist Fritz Ernst einen historischen Tatbestand, wie er durch die Begriffe der Kapitelüberschrift benannt ist, den er aber mit der greifbaren Gegenwart und einer möglichen Zukunft konfrontiert; dabei legt er dem auf neue Daseinsformen der Nation ausgerichteten Denken den Rückblick auf die Geschichte sehr nahe. So ist jedes knappe Kapitel das Ergebnis jahrzehntelangen Prüfens, Ausdruck eines Wissens schließlich, das in endgültiger Weise sich aussagt. Vielleicht ist die Wirkung der Formulierungen dadurch reizvoll erhöht, daß sie, der durchaus geläuterten Fassung noch entbehrend, ein Allerletztes der Imagination offen lassen. Damit ist denn gewährleistet, daß das Gespräch mit dem Schriftsteller Fritz Ernst nicht abbrechen kann. Es hat

sich ja 1954 in der Schrift «Der Helvetismus» fortgesetzt, worin die «Einheit in der Vielheit» diskutiert ist, die Thematik also der «Europäischen Schweiz» als Lebensthematik des Verfassers weiterklingt.

Beim Lesen des eben erschienenen Bändchens denkt man an den Verlust, den der Tod Fritz Ernsts bedeutet hat. Man denkt auch daran, daß die jüngere Generation eines Mentors beraubt ist, der Schweizerisches im Europäischen und Europäisches im Schweizerischen zu zeigen berufen gewesen ist wie kein anderer. Müssen auch die sich heute Heranbildenden der unmittelbaren Wirkung des Lehrers entbehren, so können sie ihn doch immer wieder mittelbar erfahren als den glanzvollen, aber nie schillernden Essayisten, welcher die Älteren durch Jahrzehnte geführt und begleitet hat. Beiden Teilen bleibt er im Buche ein lebendiger Deuter. Die «Europäische Schweiz» ist gewissermaßen ein Vermächtnis.

Carl Helbling

CHARLES DE GAULLE

Frankreichs Staatspräsident, General Charles de Gaulle, hat anläßlich des jüngsten Staatsstreichsversuches durch sein energisches Auftreten sein Land vor dem Bürgerkrieg gerettet. Diese Tatsache und die Besorgnis, ob und wie er wohl die ihm noch bevorstehenden Schwierigkeiten meistern wird, erwecken das Interesse, sich das Verhalten dieses Mannes während des zweiten Weltkrieges und unmittelbar nachher in Erinnerung zu rufen. Seine in drei Bänden im Zeitraum von 1954 bis 1959 erschienenen Memoiren bieten dazu erschöpfend Möglichkeit[1]. Wenn sie auch keine neuen wichtigen geschichtlichen Begebenheiten aufdecken, zeichnen sie doch den Charakter des Verfassers in deutlichsten Strichen und halten für die Nachwelt fest, welches sein Standpunkt in allen Verhältnissen und Ereignissen war, in denen er eine Rolle spielte, vielmehr in denen er sich berufen fühlte, die führende Rolle zu spielen. Der Hauch des Sendungsbewußtseins weht durch das ganze Memoirenwerk und bestätigt das Bild, das man sich allgemein von diesem selbstherrlichen und trotz seinen menschlichen Schwächen großen Manne macht. Wie Cäsar und Napoleon schreibt Charles de Gaulle von sich meist in der dritten Person, in vollem Bewußtsein, Geschichte geprägt zu haben. Der Stil ist lateinisch klar, von klassischer Größe, die Sprache schön und reich. Schon diese Tatsache bietet dem Leser Genuß, auch wenn er über den Inhalt und das Pathos oft den Kopf schütteln muß. Der Verfasser reiht sich mit seinen Memoiren unter die großen Schriftsteller ein und hat schon dadurch mehr «Unsterblichkeit» erworben als manche grünbefrackte «Unsterbliche» unter seinen Landsleuten. Die Treffsicherheit des Ausdrucks unterstreicht die Klarheit des Urteils und die Eindeutigkeit des Entschlusses in schicksalsschweren Lagen. In den Memoiren offenbart sich de Gaulles hervorragende Gabe, das hohe Ziel zu erkennen und unter allen Umständen festzuhalten, bei der Wahl der Mittel das Wesentliche zu erfassen und die Risiken bewußt zu übernehmen. De Gaulles Verhältnis zu seinem Land ist mystischer Art; Frankreich ist für ihn wie eine Gottheit, der höchste Verehrung gebührt und der sich alles zu fügen hat. Mit solchem Bekenntnis beginnen die Memoiren: «Zeit meines Lebens begleitet mich eine bestimmte Vorstellung vom Wesen Frankreichs. ...Mein Instinkt sagt mir, die Vorsehung habe Frankreich zu vollkommenen Erfolgen oder zu vorbildlichen Leiden erschaffen. ...Auch sagt mir mein Verstand, daß Frankreich nicht Frankreich ist, wenn es nicht an erster Stelle steht, daß nur großartige Unternehmungen den Hang unseres Volkes zu Zersplitterung auszugleichen vermögen, und daß unser Land... sich ein hohes Ziel setzen und erhobenen Hauptes seinen Weg gehen muß. Kurz, ich glaube, ohne Größe kann Frankreich nicht Frankreich sein[2].» Nicht die Franzosen sind wichtig, nicht was sie erstreben, sondern das Wohl, die Ehre,

die Größe, das Ansehen des Landes entscheidet. Aber de Gaulle bestimmt, was darunter zu verstehen ist; er interpretiert Wesen und Ziele Frankreichs; er beurteilt, entscheidet, spricht, handelt im Namen Frankreichs. Er fühlt sich berufen, seinem Lande den Weg zu weisen und es an den ihm gebührenden Platz zu stellen. Nicht zu Unrecht hat deshalb nicht nur Churchill de Gaulle mit Jeanne d'Arc verglichen. Der schwer erkämpfte Erfolg hat de Gaulle meist recht gegeben, und dessen starke Führung in der Not fand wachsende Gefolgschaft. Daß Franzosen anderer Ansicht sein konnten als er, war für ihn unverständlich; ihnen galt und gilt heute noch seine grenzenlose Verachtung. Das Ausland und im besondern die Verbündeten mußten de Gaulles Auffassungen und Ansprüche und die Art und Weise, wie sie geäußert wurden, sehr oft als Anmaßung empfinden; das gegenseitige Verhältnis war deshalb alles andere als herzlich. Solche Unstimmigkeiten aller Art werden im Zusammenhang mit den geschichtlichen Ereignissen Erwähnung finden.

Im ersten Band seiner Kriegsmemoiren, der den bezeichnenden Titel «Der Ruf» (L'Appel) trägt, schildert de Gaulle zunächst die militärpolitischen Verhältnisse, die schließlich 1940 zum Zusammenbruch Frankreichs führten. Er erinnert an die warnende Stimme, die er vor dem Krieg als Rufer in der Wüste in verschiedenen Publikationen erhoben und mit der er die Einführung starker gepanzerter Stoßkräfte befürwortet hatte[3]. Frankreich befand sich auf der schiefen Ebene (1. Kapitel «La Pente»), die zum Sturz führen mußte (2. Kapitel «La Chute»). Im Krieg ist er mit der französischen Heeresleitung nicht einverstanden; nach seiner Ansicht führt in den Entscheidungskämpfen General Weygand die Armee in defaitistischem Sinn. Kurz vor dem Zusammenbruch als Staatssekretär ins Kriegsministerium berufen, befürwortet de Gaulle leidenschaftlich die Übersiedlung der Regierung nach Nordafrika und die Fortsetzung des Krieges an der Seite Großbritanniens in den überseeischen Gebieten und mit Flotte und Luftwaffe. General Weygand hat die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen in einem als Entgegnung zu de Gaulles Memoiren verfaßten Buche sachlich und leidenschaftslos widerlegt und behauptet, die Übertragung des Krieges nach Nordafrika hätte zum Verlust dieser Gebiete geführt und das Mutterland zur Sklaverei verurteilt[4]. Da de Gaulle mit seiner Auffassung nicht durchdringt und die französische Regierung zur Kapitulation bereit ist, fliegt er nach London und betrachtet sich von dann an als allein rechtmäßigen Fackelträger des wahren Frankreich, das nach seiner Ansicht nicht kapituliert, sondern die nationale und militärische Ehre durch das Bestehen der «France libre» gerettet hat. Mit der britischen Regierung schließt er ein Abkommen ab und findet in Churchill einen willigen Helfer. Mit unterschiedlichem Glück versucht er, die überseeischen französischen Besitzungen von Vichy zu trennen und für die freifranzösische Sache zu gewinnen. Unermüdlich und mit wachsendem Erfolg bemüht er sich, die sich ihm zur Verfügung stellenden Truppen zu gruppieren, zu mehren, auszubilden und einzusetzen, immer darauf bedacht, die Kriegsbeteiligung Frankreichs unter Beweis zu stellen.

Interessant ist, aus Churchills Memoiren dessen Einstellung zu de Gaulle zu erfahren. Der gewandte Staatsmann war bestrebt, die Brücken zur Vichy-Regierung nicht ganz abzubrechen; er schreibt[5]: «Was auch geschehen ist; Frankreich war unser Kamerad in der Not, und nichts als tatsächlicher Krieg zwischen uns sollte es daran hindern, unser Partner im Sieg zu sein. Diese Einstellung war hart gegenüber de Gaulle, der alles riskiert und das Banner hochgehalten hat, aber dessen Handvoll Gefolgsleute außerhalb Frankreichs niemals den Anspruch erheben könnten, eine tatsächliche stellvertretende französische Regierung zu sein. Nichtsdestoweniger taten wir unser Möglichstes, um seinen Einfluß, seine Autorität und seine Macht zu stärken. Er seinerseits nahm uns selbstverständlich jeden Verkehr mit Vichy übel und war der Ansicht, wir sollten ausschließlich ihm gegenüber loyal sein. Er hielt es auch mit Rücksicht auf seine Stellung dem französischen Volke gegenüber für wichtig, daß er gegenüber dem ‚perfiden Albion' ein stolzes und hochmütiges Benehmen wahre,

sogar im Exil, von unserm Schutz abhängig und unter uns wohnend. Er hatte grob zu sein zu den Briten, um französischen Augen zu beweisen, daß er keine britische Puppe sei. Er führte diese Politik wirklich mit Ausdauer durch. Eines Tages erklärte er mir offen sein Verfahren, und ich hatte volles Verständnis für die außerordentlichen Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Ich bewunderte immer seine schwerwiegende Kraft.» Diese Mischung von Mißtrauen und Hochachtung hielt gegenseitig durch alle Jahre hindurch an. Trotz allem hatte de Gaulle an Churchill seine beste Stütze. Die beidseitigen Interessen waren jedoch oft entgegengesetzt und die daraus entstehenden Auseinandersetzungen heftig. In den allermeisten Fällen blieb schlußendlich de Gaulle dank seiner Hartnäckigkeit Sieger. Nur in Syrien und im Libanon mußte er den kürzeren ziehen und behielt darob bittern Groll.

Mit dem Kriegseintritt Amerikas wuchsen für de Gaulle die Schwierigkeiten. Die Vereinigten Staaten unterhielten enge diplomatische Beziehungen zur Vichy-Regierung, und Präsident Roosevelt war gegenüber de Gaulle sehr mißtrauisch eingestellt. Er wollte unter allen Umständen vermeiden, das spätere Schicksal Frankreichs festzulegen, und sprach de Gaulle die Legitimation ab, im Namen Frankreichs aufzutreten. Die Distanzierung ging so weit, daß er bei der Landung in Nordafrika, also auf französischem Hoheitsgebiet, jegliche vorherige Absprache mit de Gaulle ausschalten wollte. Es brauchte die geschickte Vermittlertätigkeit Churchills, um die beiden Männer zusammenzubringen und eine erträgliche Verständigung zu erreichen. Roosevelts Abneigung wurde nie ganz überwunden, und de Gaulles steifes Verhalten war nicht dazu angetan, die Wege zu ebnen. Roosevelt hatte gehofft, in General Giraud den Mann zu finden, der die Franzosen einigen und den schwierigen Partner de Gaulle ersetzen könnte. Aber de Gaulle erwies sich in seiner Halsstarrigkeit als der stärkere, und das unrühmliche, von den Amerikanern inszenierte algerische Theater mit den Akteuren de Gaulle, Giraud, Darlan usw. endete im Winter 1942/43 mit einem unzweideutigen Prestigegewinn de Gaulles.

Das aktive Oberhaupt der Freien Franzosen setzte die Teilnahme französischer Truppen am Feldzug in Nordafrika durch. Die Durchquerung der Sahara durch Leclercs Kampfkräfte und deren Eingreifen in den Kampf in Tunesien war ein spektakulärer, prächtiger Auftakt zur weiteren Teilnahme freifranzösischer Heereseinheiten am Krieg in enger Zusammenarbeit mit den Angelsachsen. Im Italienfeldzug haben auf dringendes Begehren de Gaulles französische Divisionen ihre große Feuerprobe im Verband der alliierten Armeen erfolgreich bestanden.

Trotz den gemachten Erfahrungen wollten die Amerikaner in der Planung der Invasion auf den europäischen Kontinent de Gaulle ausschalten. Sie betrachteten die Landung an der französischen Küste und den Kampf gegen die deutschen Truppen auf französischem Boden als rein militärische Angelegenheit unter Angelsachsen und, als Konzession an de Gaulle, unter nebensächlicher Mitwirkung freifranzösischer Kräfte. Nach Zurückdrängen der deutschen Armeen über den Rhein sollte das französische Volk unter dem Schutze der Angelsachsen seine Zukunft bestimmen und seine Regierung wählen. Roosevelt hatte das französische Empfinden und de Gaulle reichlich falsch eingeschätzt. Daß die französischen Truppen darauf brannten, in Zusammenarbeit mit den im Landesinnern organisierten und schon mit Erfolg wirkenden geheimen Widerstandskräften den Heimatboden zurückzuerobern und vom Feinde zu säubern, hätte doch als selbstverständlich erscheinen sollen. Es hieß ferner de Gaulle vollkommen verkennen, ihm, der in all den Jahren der drückenden Besetzung die Kampfmoral der Franzosen in und außerhalb des Landes wachgehalten hatte und seine Truppen im Hinblick auf die Befreiung des Vaterlandes organisierte, ausrüstete und ausbildete, in diesem entscheidenden Augenblick zuzumuten, abzudanken und sein Land sich von den Angelsachsen mit der Befreiung beschenken zu lassen. Dank der energischen Intervention Churchills hatten die Amerikaner ein Einsehen; Land-, Marine- und Lufteinheiten de Gaulles beteiligten sich unter Eisenhower an der großen Invasion, und die Division Leclerc zog

als Befreiungstruppe in Paris ein. Der Jubel, mit welchem die freifranzösischen Truppen und de Gaulle selbst in der Heimat empfangen wurden, öffneten den skeptischen Amerikanern die Augen über die seit dem Zusammenbruch von 1940 umgeschlagene Stimmung der Mehrheit der Franzosen. Bemerkenswert ist der in dieser Phase unternommene Versuch des nominellen Staatschefs Marschall Pétain, de Gaulle die Regierungsgewalt formell zu übergeben; diese Annäherungsversuche blieben aber unbeantwortet. Mit dem Einzug in die Hauptstadt übernahm de Gaulle mit seiner provisorischen Regierung die Leitung der Staatsgeschäfte und dehnte deren Bereich schrittweise mit dem Vordringen der alliierten Truppen auf das ganze Land aus. Damit endet der zweite Band der Memoiren, betitelt «L'Unité», die Einheit aller Franzosen, die de Gaulle nun nach harten Kämpfen erreicht hat.

Aber die größten Schwierigkeiten stehen dem General noch bevor. Davon handelt der dritte Band «Le Salut», das Heil, das dem Lande nach der Befreiung gebracht werden soll. Die Kapitelfolge bezeichnet die Probleme, um die es ging, um deren Lösung sich de Gaulle bemühte, und den Weg, der zu seinem Rücktritt führte: «La Libération», «Le Rang», «L'Ordre», «La Victoire», «Discordances», «Désunion», «Départ». Während die zwei ersten Bände de Gaulles persönliche Auffassung zu Geschehnissen, die im allgemeinen bekannt sind, wiedergeben, bietet der dritte und letzte Band das weitaus größte Interesse. Er liest sich wie eine klassische Tragödie, in der sich das Schicksal unentrinnbar auf das Ende hin zusammenballt.

Während der «Libération» nimmt de Gaulle in allen befreiten Teilen des Landes Fühlung mit der Bevölkerung und den örtlichen Behörden auf und wird überall als Retter stürmisch begrüßt. Aber unmittelbar folgen die Schwierigkeiten. Die Reorganisierung des gesamten öffentlichen Lebens, die dringendste Wiederherstellung des zerstörten Verkehrs- und Übermittlungsnetzes, die Eingliederung der Maquis-Truppen, die sich während der jahrelangen Besetzung und in den Invasionskämpfen meist hervorragend bewährt hatten, in die reguläre Armee, überhaupt der Übergang vom Chaos in ein geregeltes Provisorium stellten de Gaulle und seine Gehilfen vor unbeschreibliche Probleme. Die Kommunisten, welche die Widerstandskräfte stark durchsetzt hatten, witterten Morgenluft und versuchten, aus den chaotischen Zuständen als Sieger hervorzugehen. Rechtzeitig hatte de Gaulle diese Gefahr erkannt und konnte sie mit großem Geschick und einem Minimum an Konzessionen abwenden.

Dann galt es für de Gaulle, sein schon lange erstrebtes Ziel zu erreichen: den vollwertigen «Rang» Frankreichs unter den Alliierten und die offizielle Anerkennung des unter seiner Führung amtierenden «Gouvernement provisoire» als rechtmäßige französische Regierung von seiten aller Nationen. Seinem unleugbaren Erfolg konnte sich niemand verschließen. Sogar die Vereinigten Staaten mußten sich endlich den Tatsachen beugen und einen Botschafter in Paris akkreditieren lassen. Stalin lud de Gaulle nach Moskau ein und empfing ihn dort mit großen Ehren. Gegen einen russisch-französischen Garantiepakt versuchte er von de Gaulle freie Hand gegenüber Polen einzuhandeln. Als sich de Gaulle konstant weigerte, diesen Tauschhandel einzugehen, das heißt der Auslieferung Polens an die Sowjetunion zuzustimmen, versuchte Stalin ein letztes Mittel: die Euphorie eines pompösen Kreml-Banketts, in der Hoffnung, im Anschluß daran de Gaulles Einverständnis zu erhalten. Aber de Gaulle verließ die Veranstaltung brüsk, verabschiedete sich von Stalin mit der Ankündigung seiner Abreise für den nächsten Morgen. Typischerweise erreichte diese Haltung ihren Zweck; Stalin verzichtete auf Koppelung der polnischen Frage mit dem russisch-französischen Garantiepakt, ließ de Gaulle zurückrufen, und dieser konnte um 4 Uhr morgens, kurz vor seiner Abreise, den seinen Wünschen entsprechenden Pakt unterzeichnen. Stalin machte gute Miene zu diesem Spiel und sagte zu seinem Partner: «Sie sind fest geblieben. Gut so! Ich habe gerne mit jemandem zu tun, der weiß, was er will, auch wenn er anderer Ansicht ist als ich.» Roosevelt seinerseits lud de Gaulle ein, ihn in Algier zu besuchen. Dieser sah sich jedoch

nicht veranlaßt, der Einladung eines fremden Staatsoberhauptes, es auf französischem Boden zu besuchen, Folge zu leisten; er antwortete, es sei ihm leider im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht möglich, nach Algier zu reisen, um den amerikanischen Präsidenten dort zu empfangen; dieser sei jedoch in Paris jederzeit willkommen. Diese Beispiele zeigen, wie de Gaulle peinlich darauf bedacht war, auf Biegen und Brechen Frankreichs Rang als gleichberechtigte Großmacht und seine Stellung als deren oberster Repräsentant zu behaupten. Seine Zähigkeit war erfolgreich.

In die innern Verhältnisse des schwergeprüften Landes mußte «Ordnung» gebracht werden. In erster Linie mußte man dem Hungern und Frieren ein Ende bereiten. Der Staatshaushalt mußte in Gang kommen. Die Politiker und ihre Parteien regten sich wieder und versuchten, Anhang zu gewinnen. De Gaulle stellte sich über die Parteien und versuchte, die Franzosen der verschiedensten Schattierungen zu einigen, aus der Revolution einen Rechtsstaat zu bilden. In den Tagen der Befreiung wurden in allen Teilen des Landes unter dem Namen Säuberung und Bestrafung der Kollaborationisten grausame Terrorakte in großer Zahl begangen, wobei viele Unschuldige getötet oder geschädigt wurden. Es galt, die blinde Volkswut einzudämmen und der ordentlichen Justiz, wenn auch in Form von Ausnahmegerichten, zur Macht zu verhelfen. Es sollte aber auch den Machthabern des Vichy-Regimes und denjenigen, die für die Kapitulation von 1940 verantwortlich gemacht wurden, der Prozeß gemacht werden. De Gaulle schreibt, er hätte gewünscht, Marschall Pétain würde nach seiner Entlassung aus Sigmaringen in der Schweiz Asyl suchen, das ihm von der Schweiz gewährt worden wäre. Aber der greise Marschall bestand darauf, nach Frankreich zu kommen und dort sein Schicksal zu erwarten. Die Finanzen und der Verwaltungsapparat des Staates wurden saniert und reorganisiert, der Übergang zu normalem Funktionieren der staatlichen Organe wurde vorbereitet. Dabei sollte den Entscheiden der Volksvertretung, die über die zukünftige Gestaltung des Staates wird entscheiden müssen, nicht vorgegriffen werden. De Gaulle verzichtete darauf, in der Residenz des Staatspräsidenten zu wohnen, sondern mietete sich ein Privathaus. Auch dadurch dokumentierte er, jedes Fait accompli zu vermeiden.

Mittlerweile schreiten die französischen Heereseinheiten im Verbande der alliierten Armeen zum «Endsieg». Der Oberrhein wird erreicht, Elsaß und Lothringen befreit. Aber in der Folge der deutschen Ardennen-Offensive sieht sich Eisenhower veranlaßt, die im Elsaß vorgedrungenen Truppen auf die Vogesenkämme zurückzuziehen; das bedeutete den Rückzug der französischen Kräfte aus Straßburg. Deutsche Truppen und die Gestapo wieder in diese Stadt eindringen zu sehen, konnte de Gaulle unter keinen Umständen zulassen. Nach harten Auseinandersetzungen, in denen er damit drohte, die französische Besatzung entgegen dem Rückzugsbefehl in der Stadt zu behalten und sie dort aufreiben zu lassen, lenkte Eisenhower ein und widerrief seinen Rückzugsbefehl. Kurz vor Kriegsende wird de Gaulle nochmals vor eine schwere Entscheidung gestellt: Himmler, der an Stelle des in Berlin immobilisierten Hitler die Führung in die Hand genommen hat, läßt ihm eine Botschaft zukommen, in der er ihn vorerst zu seinen Erfolgen beglückwünscht und ihm dann nahelegt, sich nicht auf die Angelsachsen zu verlassen, die Frankreich zu einem ehrlosen Satelliten machen würden, noch auf die Sowjets, die Frankreich unter ihre Macht brächten; «wahrlich, der einzige Weg, der Ihr Volk zu Größe und Unabhängigkeit führen kann, ist der einer Verständigung mit dem besiegten Deutschland. Verkünden Sie es unverzüglich! ... Wenn Sie die Gelegenheit ergreifen, die Ihnen die Geschichte heute bietet, werden Sie der größte Mann aller Zeiten sein!» De Gaulle ist auf die Angelsachsen nicht gut zu sprechen und findet in dem Angebot viel verlockende Wahrheit; aber er läßt es unbeantwortet. Es dürfte ihm später mehrmals wieder in den Sinn gekommen sein.

Bei Kriegsende möchte de Gaulle die Pläne verwirklichen, die er für die Zukunft seines Landes geschmiedet hat und die da sind: Sicherheit in Westeuropa und Verhinderung jeder weiteren Bedrohung durch ein

neues deutsches Reich, Verständigung mit West und Ost unter Ausschaltung jeder Abhängigkeit, allmähliche Umwandlung der französischen Besitzungen in eine freie Assoziation, Gestaltung der an den Rhein, die Alpen, die Pyrenäen angrenzenden Staaten zur dritten Weltmacht, nach Bedarf als Zünglein an der Waage zwischen dem sowjetischen und dem angelsächsischen Lager. Aber sehr bald kam es zu schweren «Unstimmigkeiten», namentlich mit den Briten bezüglich der Einflußzonen im Nahen Osten, dann wegen der ohne Frankreichs Stimme in Jalta und Potsdam gefaßten Beschlüsse.

Trotzdem: «la route de la grandeur est libre», stellt de Gaulle fest. Aber um diesen Weg zu beschreiten, braucht es ein einiges Volk, gewillt, dem bisherigen Lenker seiner Geschicke zu folgen. Statt dessen wird sich de Gaulle der wachsenden «Uneinigkeit» bewußt, die in dem geprüften und kriegsmüden, von Parteiparolen hin und her gezerrten Volk um sich greift. Immer deutlicher erkennt er, daß die Franzosen seiner Vorstellung eines großen, von einer starken, handlungsfähigen Regierung geleiteten Frankreich nicht zu folgen vermögen, daß das Land wieder dem Parteihader verfällt. Er kann dagegen nicht aufkommen, und da seine Würde eine öffentliche Desavouierung nicht annehmen könnte, entschließt er sich zum «Abschied» von seiner geliebten «Vieille France, accablée d'Histoire, meurtrie de guerres et de révolutions, allant et venant sans relâche de la grandeur au déclin, mais redressée, de siècle en siècle, par le génie du renouveau!» Charles de Gaulle zieht sich erhobenen Hauptes zurück, «Vieil homme, recru d'épreuves, détaché des entreprises, sentant venir le froid éternel, mais jamais las de guetter dans l'ombre la lueur de l'espérance[6]». Diese Hoffnung sollte nach langer Wartezeit in Erfüllung gehen, da Frankreich wieder einen Retter in der Not brauchte.

Daß de Gaulles Kriegsmemoiren neben dem uneingeschränkten Lob seitens der Mehrheit der französischen Pressestimmen auch lebhaften Widerspruch hervorriefen, ist verständlich, sind sie doch zum Teil in leidenschaftlichem Ton verfaßt und von einem Mann, der sich zwar mit Frankreich personifiziert, dessen Ansichten und Unduldsamkeit aber bei weitem nicht von jedermann gebilligt werden. Abgesehen von dem persönlich betroffenen General Weygand, der in dem erwähnten Buche de Gaulles Behauptungen seine eigene Auffassung entgegenstellte, sind nach Erscheinen des letzten Bandes zahlreiche kritische Stimmen laut geworden, von denen hier einige der sachlich wertvollsten genannt seien: Maynard Barnes, amerikanischer Botschafter in Paris von Juli 1940 bis Mai 1941, schrieb in «Les livres d'Occident» eine gediegene, sachliche Würdigung.[7] Jean-Jacques Servan-Schreiber vertrat im «Express» im wesentlichen die Ansichten der Anhänger von Mendès-France mit treffender Kritik, aber mit voller Anerkennung von de Gaulles persönlicher Größe[8]. Offene Feindschaft gegenüber dem General äußern die «Ecrits de Paris[9]», in denen unter dem Titel «Une tragédie nationale et son metteur en scène» Jacques Isorni, im Pétain-Prozeß der Verteidiger des Marschalls, mit de Gaulle und dessen Verhalten bei der Nachkriegs-Säuberung sowie in der Algerien-Politik hart zu Gericht geht, unterstützt von Jean Pleyber und Alfred Fabre-Luce, die aus ihrer leidenschaftlichen Gegnerschaft kein Hehl machen. Eine Persönlichkeit wie de Gaulle fordert den Widerspruch heraus, und den Geschichtsschreibern wird es schwer fallen, unparteiisch zu urteilen, ob, wann und wieweit er recht hatte. Vielleicht war es gut für Frankreich, daß es sowohl einen Pétain wie einen de Gaulle hatte. Nicht zu vergessen ist, daß 1940 Pétain die überwiegende Mehrheit des französischen Volkes für sich hatte und bei Kriegsende ebenso die überwiegende Mehrheit in Frankreich dem Befreier de Gaulle zujubelte. Die Menschen drehen das Rad der Geschichte. Charles de Gaulle hat sich in seinen Memoiren als Mensch offenbart. Er selbst nennt sich darin «de Gaulle, personnage quelque peu fabuleux[10]». Er wird, wie Jeanne d'Arc, der Nachwelt immer enigmatisch bleiben.

Paul Wacker

[1] Charles de Gaulle, «Mémoires de Guerre», 3 vol.: *L'Appel (1940—1942),

**L'Unité (1942—1944), ***Le Salut (1944—1946), Paris, Plon, 1954, 1956, 1959. Jeder Band enthält eine reiche Dokumentensammlung. Sehr gute deutsche Übersetzung des 1. Bandes: «Der Ruf», S. Fischer Verlag, 1955. [2] «Mémoires», Bd. I, S. 1. [3] «La Discorde chez l'ennemi», 1924; «Le Fil de l'épée», 1932; «Vers l'armée de métier», 1934; «La France et son armée», 1938. [4] Général Weygand, «En lisant les Mémoires du général de Gaulle», Paris, Flammarion, 1955. [5] Winston Churchill, «The Second World War», II, 450. [6] «Mémoires», Bd. III, S. 290. [7] März 1960, Paris. [8] 29. Oktober 1959, Paris. [9] Dezember 1959, Paris. [10] «Mémoires», Bd. III, S. 3.

ASPEKTE DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT

Ein Literaturbericht

Friedrich Meinecke gehört zu den deutschen Historikern dieses Jahrhunderts, die nicht nur als Forscher und Künstler der Darstellung, sondern auch als politische Denker und Diagnostiker ihrer Zeit fortleben. Da seine wichtigsten Bücher seit Jahren vergriffen waren, ist es sehr verdienstlich, daß sich das Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin der Aufgabe unterzogen hat, eine Gesamtausgabe in sechs Bänden zu veranstalten, welche die Standardwerke enthält, darüber hinaus aber entlegene politische Aufsätze und selbst die Briefe bietet. Der erste Band bringt *Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte* mit einer schönen Einleitung von Walther Hofer. Vielleicht ist kein Werk als dieses geeigneter, in die Gedankenwelt Meineckes einzuführen und die Dämonie des Politischen an den Beispielen der großen Staatsideen anschaulich zu machen. Gerade deshalb hat das Werk seit seinem ersten Erscheinen an Dringlichkeit eher gewonnen als eingebüßt (was die Beobachtungen Hofers über seine Aufnahme durch die Fachgenossenschaft noch besonders erhärten) — mag sich auch in einzelnen Fällen (wie zum Beispiel in der Diskussion um Machiavelli) die Sicht der Probleme etwas verändert haben. Doch sollten bei der Lektüre die feingezeichneten Profile der minder bekannten Persönlichkeiten wie die eines Campanella oder eines Courtilz de Sandraz hinter denen der geistesgeschichtlichen Berühmtheiten nicht in Vergessenheit geraten. Der Band von Meineckes *Politischen Schriften und Reden*, den Georg Kotowski besorgt und eingeleitet hat, bringt uns den kämpferischen Zeitgenossen näher. Zumal die Aufsätze aus den Jahren nach 1918 sind aufschlußreich, da sie uns wie eine gegenwartsnah-bekenntnishafte Variante seiner Einsichten in das Wesen der Staatsräson vorkommen: es ging damals um die innere Anerkennung der Weimarer Republik durch jene bürgerlich-akademischen Kreise, die ihr aus Herzens- oder scheinbaren Verstandeserwägungen widerstrebten. Noch am 22. Februar 1933, also drei Wochen nach der «Machtübernahme» durch Hitler hat der Historiker in einem Zeitungsartikel eine wahre Volksgemeinschaft anstelle der drohenden Volkszerreissung durch einen Einparteienstaat gefordert und ausgerufen: «Die Wahlen vom 5. März müssen so ausfallen, daß der Wille zur Abwehr einer faschistischen Diktatur nicht nur von der Arbeiterschaft, sondern auch vom Bürgertum so kräftig ausgeübt wird, daß an eine auch nur scheinlegale Beseitigung unserer Verfassungsgrundlagen und inneren Freiheit nicht gedacht werden kann» (S. 481/482). Eindrucksvoll sind auch die nach 1945 geschriebenen Aufsätze, die vom Zusammenbruch und von der Trennung Deutschlands handeln[1].

Auch in *Armin Mohlers Konservativer Revolution* steht die politische Ideenwelt der Weimarer Republik im Mittelpunkt. Es geht um die rechtsorientierte Publizistik und ihre Träger, von denen sich manche nach 1933 offen dem Nationalsozialismus angeschlossen haben, andere zu ihm in versteckte oder selbst prononcierte Opposition getreten sind. Ein

reiches Panorama an Namen tut sich vor uns auf — Namen, die teils in gewandelter Wirkungskraft auch heute noch weiterleben, teils wohl für immer versunken sind. Mohlers eigenwillige und assoziationenreiche Untersuchung liest sich nicht eben leicht, stellt aber nicht zuletzt ihrer Bibliographie wegen ein unentbehrliches Arbeitsinstrument dar[2].

Der schwierigen Aufgabe, eine deutsche Geschichte von 1890—1945 im Überblick und in klaren, einprägsamen Linien zu schreiben, hat sich *Martin Göhring* mit großem Können unterzogen. Alles ist knapp, aber lebendig und richtig geschildert: die Situation des Bismarckreiches und seine politischen Beziehungen um 1890, wobei mit Recht zu der beliebten (und in jüngster Zeit wieder aufgegriffenen) Redensart von der «machiavellistischen» Politik des Kanzlers kritisch Stellung bezogen wird. Denn: «ein solches System von Bündnissen und Freundschaften aufzubauen, konnte nur einem Staatsmann gelingen, der nicht nur ein ungewöhnliches Format besaß, sondern auch ein außerordentliches Vertrauen genoß. Aber dies letztere ist keine Frucht der Virtuosität, sondern der rein menschlichen Haltung, des Ethos und eben der konkreten Politik» (S. 9). Auch die folgenden Epochen der deutschen Geschichte werden in einer ungemein anschaulichen Charakterisierung der Situationen und Persönlichkeiten profiliert, wobei auch manches schon Bekannte durch eigene Formulierung gewinnt und zum Teil in neues Licht gerückt wird. Sehr gut ist vor allem die Schilderung der beiden Weltkriege geraten, wie auch die außenpolitisch wirren Jahre nach 1918, der Weg von Rapallo nach Locarno und das Scheitern der Briand-Stresemannschen Europakonzeptionen am Widerspiel der Interessen klar und zugleich mit Hinweisen auf die verpaßten Gelegenheiten aufgezeigt werden. Was schon des Verfassers französische Revolutionsgeschichte deutlich werden ließ, bestätigt sich an diesem Buche: Göhring ist eines der großen Erzählertalente unter den lebenden deutschen Historikern[3].

Neben der von Martin Göhring geleiteten universalhistorischen Abteilung des «Instituts für Europäische Geschichte» in Mainz läßt sich im besonderen das «Institut für Zeitgeschichte» in München die Pflege der allerjüngsten Vergangenheit (unter «Zeitgeschichte» versteht man die Geschichte der Jahre seit etwa 1917) angelegen sein. Zwei Veröffentlichungen dieses Instituts liegen hier vor. *Das Dritte Reich und Europa*, ein Sammelwerk, das Berichte über die im Mai 1956 in Tutzing stattgefundene Institutstagung enthält. Sie galt den Themen «Die europäischen Demokratien zwischen den Weltkriegen», «Das Heer im totalitären Staat», «Die europäischen Staaten und der Aufstieg des Dritten Reiches 1933—1939», «Theorie und Praxis der nationalsozialistischen Expansion» und «Zwischen Kollaboration und Resistance». Es sind durchwegs hochwertige Referate, von entsprechenden Korreferaten und manchen bemerkenswerten Diskussionsvoten ergänzt, wobei einige davon, die auf Erinnerungen der Aussagenden zurückgehen, auch Quellenwert haben. Ein gutes Beispiel dafür, was sich an solchen Tagungen erreichen läßt, wenn wirkliche Kenner den Ton angeben und keine propagandistischen Abschweifungen stattfinden[4].

Eine ganz hervorragende Leistung ist sodann das Buch von *Boris Celovsky* über das *Münchener Abkommen von 1938*. Der Verfasser, ein 1948 emigrierter Tscheche, der dann in Heidelberg promovierte, hat die fast schon unübersehbar gewordene Fülle des Akten- und Memoirenmaterials noch durch ungedruckte Dokumente und zahlreiche mündliche Äußerungen ergänzt und aus diesem Ganzen eine Darstellung geschaffen, die uns den Ablauf des Geschehens von Tag zu Tag, ja bis in die minutiösesten Einzelheiten hinein zu verfolgen gestattet. Aber er hebt auch die persönlichen Haltungen hervor und er faßt zum Beispiel sehr gut die verschiedenartige Einstellung der einzelnen franz. Minister zum tschechoslowakischen Problem. Wertvoll ist auch die klärende Interpretation der Mission Runcimans, wie denn überhaupt die europäischen Zusammenhänge und darüber hinaus die Verhaltensweisen Rußlands und der Vereinigten Staaten gut beleuchtet werden. Das Buch, das nach einläßlicher Darstellung der Vorgeschichte in der Schil-

derung der Krisen vom Mai und September 1938 gipfelt, ist (wie übrigens die meisten zeitgeschichtlichen Untersuchungen) sehr sachlich geschrieben und völlig frei von affektiven Urteilen[5].

Es ist kein Zufall, daß in der Geschichtswissenschaft unserer Gegenwart das Thema «Revolution — Erschütterung überkommener Ordnungen» immer wieder das Gespräch bestimmt. «Das Problem der Revolution im 19. Jahrhundert» lautet der Titel des weitausholenden Einleitungsaufsatzes von *Theodor Schieders* Sammelband *Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit*. Da wird in methodisch mustergültiger Weise das geschichtliche Gerüst unserer gegenwärtigen Situation untersucht. Einmal mehr erhellt, daß die Tragfähigkeit so mancher als sicher geltenden Verstrebungen bereits verschiedenen Zeitgenossen des letzten Jahrhunderts fragwürdig geworden war. Die Einsicht in das Janusgesicht der modernen Revolutionen — in ihrem Streben nach Freiheit einerseits und nach egalitärer Nivellierung anderseits — hat die geistig bedeutendsten Vertreter der politischen Mitte oder der gemäßigten Rechten in Sorge und Zurückhaltung gegenüber den dynamischen Kräften verharren lassen. Denn diesen Kräften eignete ja zwangsläufig eine persönlichkeitsfremde und -feindliche Tendenz. Gerade an dem von ihm ausgeführten Ausspruch John Stuart Mills, «Die Gesellschaft von heute... ist über die Persönlichkeit Herr geworden», wird das latente Mißtrauen des Kulturliberalismus deutlich. Lehrreich ist auch Schieders Auseinandersetzung mit den Thesen Lenins und Rosa Luxemburgs über den Zusammenhang von Kapitalismus und Imperialismus, sehr behaltenswert eine Beobachtung wie die, «daß die Konferenzdiplomatie des frühen 19. Jahrhunderts mit ihrer noch relativ beschränkten Nachrichten- und Verkehrstechnik mehr den Zwang zu Entscheidungen, zu vertraglichen Fixierungen förderte: man mußte zu einem Ergebnis kommen, wenn man einmal mit großer Mühe zusammengekommen war. Bei der Praxis ständiger und ohne großen Aufwand wiederholbarer Kontakte zwischen den Staatsmännern von heute ist das weniger der Fall. Sie verstärkt vielmehr den dilatorischen Zug der gegenwärtigen zwischenstaatlichen Politik...» (S. 98). Man ersieht aus manchen Grundgedanken dieses Buches: es geht Schieder darum, die starre Grenze zwischen Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaft elastisch aufzulockern durch Gewinnung historischen Neulandes auf soziologischem Boden. Das Ergebnis dieser Untersuchungen bedeutet aber auch ein heilsames Infragestellen eingewurzelter Historismuswertungen und -maßstäbe. Denn wir haben uns doch recht weit entfernt von der historiographischen Situation um 1900/1910, da man die Frage nach dem Primat der individuellen oder kollektiven Kräften nur im Sinne eines Entweder-Oder beantworten zu können glaubte, wobei die Geschichtswissenschaft des deutschen Kulturbereiches (nicht zuletzt unter dem Eindruck der Lamprechtsfehde) sich in der Regel für die erstgenannte Alternative entschied. Wenn Friedrich Meinecke «Individualität» und «Entwicklung» als zwei Grundkomponenten des Historismus herausarbeitete und ihre Bedeutung am Beispiel des deutschen Idealismus und seiner Genesis eindrucksvoll dartat, so ermangelte diese Sicht doch auch nicht der großartigen Einseitigkeit: es hat schon immer tragende Leistungen des historischen Denkens gegeben — man denke nur an das Werk Tocquevilles —, denen mit diesen Kategorien schlechterdings nicht beizukommen war und ist. In den neuen Perspektiven, die Schieders Studien hier allenthalben eröffnen, liegt ein Teil der kaum zu überschätzenden Bedeutung seines Buches[6].

Eine Interpretation der Revolution als einer geschichtlich zusammenhängenden, die Jahre zwischen 1789 und 1917 markierenden Erscheinung bietet *Wolfgang von Wartburg*. Der Titel seines Buches *Revolutionäre Gestalten des 19. und 20. Jahrhunderts* zeigt, daß er vor allem die Persönlichkeiten vorführen will. Das ist ihm ganz ausgezeichnet gelungen: mit großer Anschaulichkeit werden die Mazzini, Louis Blanc, Lamartine, Robert Blum, Karl Marx, Lassalle und schließlich Trozkij einmal in ihrer menschlich-charakterlichen Individualität und sodann als Typen eines Prozesses sichtbar gemacht, wobei der Ver-

fasser jedoch die geschichtlich-ideologischen Verbindungsfäden zieht und so die Kontinuitäten und Neuansätze zu verdeutlichen vermag. Daß seine persönliche Einstellung den Revolutionären gegenüber bei aller Anteilnahme reserviert bleibt, ergibt sich auch aus seiner wiederholten und zustimmenden Berufung auf Pestalozzi[7].

Den Sonderfall China innerhalb der neueren Revolutionsgeschichte untersucht der Hamburger Sinologe *Wolfgang Franke* in seinem Buche *Das Jahrhundert der chinesischen Revolution 1851—1949*. Er setzt ein mit der Taiping-Erhebung der 1850er Jahre, die einen religiösen, aber auch sozialrevolutionären Charakter trug, und wendet sich dann dem Zustand jener sozusagen permanenten Revolution zu, durch den Chinas Geschichte in den Jahren 1911 bis 1949 gekennzeichnet war. Dabei werden auch die schweren Belastungen, welche die Großmächte sich durch ihre dem Reich der Mitte gegenüber jahrzehntelang geübten Praktiken schließlich geschaffen haben, nicht verschwiegen: aus dem Widerstand gegen diese Mächte und ihre unzeitgemäßen Handelsprivilegien ist zu einem wesentlichen Teil jenes Nationalgefühl erwachsen, das sich mit dem Kraftbewußtsein einer sozialen Erneuerung so intensiv zu verbinden vermochte. Die Bedeutung der kulturellen Revolution vom 4. Mai 1919, Entstehung und wichtigste Phasen des Gegensatzes zwischen der Kuo-Ming-tang und den Kommunisten bis zum Entscheidungskampf weiß der Verfasser, der von 1937 bis 1950 in China weilte, so klar und vorurteilsfrei zu beschreiben, daß seinem Buch ein prinzipieller Wert für das Verständnis des heutigen China zugesprochen werden kann[8].

Noch von einem weiteren Klassiker der deutschen Geschichtswissenschaft liegen Aufsätze gesammelt vor — wir meinen die «Lebendige Vergangenheit» betitelten Studien des Freiburger Historikers *Gerhard Ritter*. Zu ihnen gesellt sich als Neudruck der Sammelband des gleichen Verfassers *Die Weltwirkung der Reformation*, der gegenüber der Erstausgabe von 1941 um die beiden Aufsätze «Luthertum, katholisches und humanistisches Weltbild» und «Huldreich Zwingli» erweitert ist. Vor allem der erstgenannte, zum Gedächtnis an Luthers 400. Todestag (1946) entstandene wirkt nachhaltig. «Wir fragen heute nicht mehr, was Luther getan hat, um den weltlichen Staat von den Fesseln römischer Klerisei zu befreien, sondern was er uns zu sagen hat über die Dämonie des politischen Ehrgeizes und Machtstrebens, über die sittliche Verantwortung des Staatsmannes vor Gott, vor allem über die dunkeln Rätsel des Weltlaufes, die uns heute mehr als je die Seele bedrängen: über Sinn oder Wahnsinn der Weltgeschichte und über Gottes letzte Absichten mit dem unseligen Menschengeschlecht» (S. 50). Mit Recht warnt Ritter vor dem Mißverstehen der Lutherschen Theologie als einer Lehre der Innerlichkeit und arbeitet das reformatorische Wollen vor dem Hintergrund der humanistisch-katholischen Voraussetzungen ergreifend heraus, damit den früheren Aufsatz «Das 16. Jahrhundert als weltgeschichtliche Epoche» theologisch ergänzend und untermauernd[9]. Die heute fast einzigartige Spannweite von Ritters Schaffenskreis umfaßt die Zeit vom ausgehenden Mittelalter bis zur Zeitgeschichte, sie widerspiegelt sich am schönsten in *Lebendige Vergangenheit*[10]. Schon die einleitende Studie «Ursprung und Wesen der Menschenrechte» geht den antiken Wurzeln der Menschenrechte nach und leitet dann weiter zu den angelsächsischen und den französischen Ausformungen dieses Gedankens, um in einer sehr bedachten und gerechten Würdigung des oft unterschätzten Verfassungswerkes der Frankfurter Paulskirche zu gipfeln. Sehr präzis und wohlformuliert sind auch zwei parteigeschichtliche Untersuchungen («Vom Ursprung des Einparteienstaates in Europa» und «Das politische Parteienwesen in Deutschland») sowie als meisterhafte Zusammenfassung langjähriger Forschungsarbeit die Gedenkrede bei Anlaß des 200. Geburtstages des Freiherrn vom Stein («Stein und der Geist des älteren deutschen Liberalismus»). Historiographisch nicht minder wichtig erscheint uns der Aufsatz «Großdeutsch und Kleindeutsch im 19. Jahrhundert», diese aus tiefem und notwendigem Verständnis heraus gerechte Beurteilung der Bismarckschen Reichsgründung und die sich damit verknüpfende heilsame Auseinander-

setzung mit der sogenannten gesamtdeutschen (oder doch besser großösterreichisch zu nennenden) Deutung Srbiks. Doch ist zu betonen, daß Ritter mit der lebendigen und sensitiven Aufgeschlossenheit für die Geschichte Deutschlands auch in schöpferisches Interesse an der Geschichte der angelsächsischen Völker und Rußlands (wie der Aufsatz «Das Rätsel Rußland» zeigt) verbindet. Frankreich allerdings scheint seinen historischen Sympathien ferner zu liegen. Variationen zum Thema «Deutscher Militarismus» bilden zwei andere Aufsätze («Das politische Problem des Militarismus in Deutschland» und «Die Wehrmacht und der politische Widerstand gegen Hitler»), in denen Ritter zentralen Fragen seiner gegenwärtigen Forschungen nachgeht. Überzeugend wird gezeigt, daß «Militarismus» (das heißt einseitig militärtechnisches Denken und einseitig kämpferische Grundhaltung im Politischen) stets eine Verlockung im deutschen und außerdeutschen politischen Leben bildete, die aber bei Friedrich dem Großen wie bei Bismarck durch die Gegenkräfte einer ethisch verankerten Staatsräson gebannt blieb. Das wandelte sich dann freilich im Zeichen Waldersees, Schlieffens und vor allem Ludendorffs, um unter der «Führung» Adolf Hitlers in eine Katastrophe mit gleichsam umgekehrtem Vorzeichen auszumünden: jetzt waren die Militärs die politisch überlegenden, bremsenden Exponenten und stemmten sich erfolglos der hemmungslosen Staatslenkung eines umweltvergessenen Dynamikers entgegen.

Die warmherzige Verteidigung der Geschichtschreibung gegenüber den «Political sciences», die Gerhard Ritter weiterhin vorträgt (in dem Aufsatz «Zur Problematik gegenwärtiger Geschichtsschreibung»), klingt auch in der gehaltvollen Studie *Gesetz und Handlungsfreiheit in der Geschichte* des Tübinger Althistorikers *Joseph Vogt* an, wo bei aller Anerkennung «einer Gleichartigkeit der Formen in Staat und Verfassung, einer Typik in der Abfolge sozialer Gebilde» betont wird, daß die politische Geschichte immer wieder «dem Handelnden die strenge Freiheit der Wahl» (S. 31) biete[11].

Das Wagnis, eine *Geschichte der Geschichtswissenschaft* von den Anfängen bis zur Gegenwart in einem knappen Band zu schreiben, hat der verstorbene Göttinger Historiker *Karl Brandi* auf sich genommen. Und ihm ist gelungen, woran verschiedene Vorgänger scheiterten: das Büchlein wirkt trotz seiner nur 150 Seiten nicht als summarischer Abriß, sondern lebendig, aus Eigenem geschöpft. Plastisch tritt dies vor allem in den Zusammenhängen von Antike, Mittelalter und Renaissance zutage, in welchen Zeiten die Historiographie ja nicht so sehr um ihres wissenschaftlichen Eigenwertes als um ihrer Beispielgebung da war und deshalb der deutenden Einordnung in den geistesgeschichtlich-theologischen Rahmen bedarf[12].

Zur osteuropäischen Geschichte liegen zwei Bände vor — knapp an Umfang, aber wichtig dank ihres konzentrierten Gehaltes. Aus der «Geschichte Rußlands» des 1911 verstorbenen großen russischen Historikers *Wassilij Kliutschewskij* wird als Auswahl *Peter der Große und andere Porträts aus der russischen Geschichte* geboten. Die beiden anderen Figuren sind die Zaren Iwan der Schreckliche und Alexei. Mit einer faszinierenden Einfühlungs- und Schilderungsgabe, die fast etwas an die der großen russischen Romanciers erinnert, vermag uns Kliutschewskij die drei seltsamen Herrscher, deren Wirken Meilensteine auf dem russischen Weg zur Großmachtstellung sind, nahezubringen: dabei geht aber jeder Zug seiner Charakterisierungen auf Chroniken, eigene Aufzeichnungen der Zaren oder zeitgenössische Berichte zurück. Die allgemeinen historischen Entwicklungslinien kommen indessen nicht zu kurz: der russische Historiker weist darauf hin, daß der Weg zum Absolutismus kein zwangsläufiger war und daß die Landesversammlung (sémskij ssobór) bei weiterer Entfaltung ein festes Organ der Selbstverwaltung hätte bilden können[13]. Ausgezeichnet durch die Sicht der historischen Zusammenhänge nunmehr im Lichte unserer heutigen Erfahrung sind auch *Irene Neanders Grundzüge der russischen Geschichte*. Die Verfasserin legt das Schwergewicht ihrer Darstellung auf die innere und soziale Geschichte, auch sie hebt die Wichtigkeit der petrinischen Zeit hervor, da «die allgemeine Nivellierung und die Tat-

sache, daß grundbesitzender Adel und Beamtentum miteinander verschmolzen» (S. 54), die noch vorhandenen Selbstverwaltungseinrichtungen in der Provinz schwächten. Aber das stellt in mancher Hinsicht eine Parallelentwicklung zum gleichzeitigen europäischen Absolutismus dar, wie denn Neander mit Recht davor warnt, «leichtfertig weite Gebiete unseres Kontinentes an Asien abzutreten» (S. 13). Rußland gehört geschichtlich nun einmal in die europäischen Zusammenhänge hinein. Die sehr gut gekennzeichneten Reformbestrebungen des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts standen vor der Schwierigkeit, daß die Bauernbefreiung ohne eine weitgehende Depossedierung des großgrundbesitzenden Adels sehr problematisch blieb und die Bildung eines wurzellosen Proletariates förderte. Doch zeigen die bis zum Kriegsausbruch von 1914 erfolgreichen Auswirkungen der Stolypinschen Reform, daß auch jetzt noch positive Entwicklungsmöglichkeiten bestanden, wenn sie auch Zeit brauchten[14].

Orell Füßlis Weltgeschichte schließt sich nach Art und Aufmachung an die im gleichen Verlagshaus erschienenen Weltgeschichten der Kunst, der Musik und der Literatur an. Die temperamentvoll spritzige Einleitung («Was ist Weltgeschichte?») läßt ein originelles Werk erwarten. Liest man in dem Buche, so findet man eine sachlich im allgemeinen zuverlässige und flüssig gehaltene Darstellung, die jedoch nicht übermäßig reich an neuen Gesichtspunkten ist. Gut sind die Illustrationen, auch findet man namhafte Mitarbeiter wie Wilhelm Mommsen (für die neueste Zeit) oder Willibald Kirfel (für den Orient). Doch fehlt dem Werk der für das Ganze verantwortliche Herausgeber, und dieser Umstand scheint sich in der Disposition da und dort ausgewirkt zu haben. So ist einem Mediävisten (Karl Pivec) die frühere Neuzeit übertragen worden, einem Neuhistoriker (Peter Welti) dagegen das Mittelalter. Immerhin ein Buch, das der Auffrischung, Bereicherung und Vergegenwärtigung des geschichtlichen Schulwissens durchaus dienen kann und so dem Bedürfnis eines weiteren Leserkreises zugutekommen dürfte[15].

Die Biographie steht heute nicht mehr im Vordergrund der geschichtswissenschaftlichen Arbeit, was man je nach dem geistigen Standort gelassen hinnehmen oder bedauern wird. Daß sie aber immer noch ihre notwendige Funktion in der Historie zu verrichten hat, steht fest und erhärtet sich auch aus den Wünschen des geschichtsfreudigen Publikums. Von der Holländerin *Henriette L. T. de Beaufort* liegt ein Buch über *Wilhelm von Oranien* vor. Es erinnert in gewissen Äußerlichkeiten an die Form der «biographie romancée», unterscheidet sich aber davon durch die große Sachkenntnis und das echt historische Sensorium, die allenthalben zur Geltung kommen. Der Oranier erscheint als ein Machiavellist im richtig verstandenen Sinne des Wortes: «Die Wirklichkeit sah der Prinz ganz nüchtern, sie bestimmte seine Handlungen, und er wußte sich immer nach der Decke zu strecken; daneben aber verlor er nie das Ideal aus dem Auge. Die Welt war unvollkommen. In diesem Bewußtsein konnte er sich zum Kompromiß verstehen und es sich sogar meisterlich zunutze machen; denn das Kompromiß ist häufig der schwebende Ausgleich zwischen Realität und Idee. Menschen mit solcher Veranlagung sind unüberwindlich, denn ihre Idee hält jeder Prüfung stand. Sie kämpfen für Verbesserung, ohne zu erwarten, daß ihnen das Vollkommene zuteil wird» (S. 210). Mit sicheren Strichen sind auch die Gegenfiguren — ein Philipp II., ein Granvella oder die Radikalen des eigenen Lagers — gezeichnet. Die Übersetzung dieses Buches ist um so verdienstlicher, als seit Rachfahls großem, unvollendet gebliebenen Werk keine deutsche Monographie über den Oranier mehr erschienen ist[16]. Die Biographie *Ludwigs XVI.* von *Bernhard Fay* gehört zu jenen in Frankreich nicht seltenen Versuchen, das Ancien régime zu rehabilitieren und womöglich mit einer zusätzlichen Gloriole zu versehen. Ob aber dieser Versuch hier nicht an einem untauglichen Objekt und dazu mit untauglichen Mitteln unternommen wurde? Was Fay bietet, ist eine im Grunde frag- und problemlose Apologie — jedesmal, in allen Lebenslagen und politischen Situationen stellt er sich auf die Seite seines Helden. Die

Entlassung Turgots erfolgte zu Recht, auch die Schwächen des Monarchen und sein Hang zur Nachgiebigkeit werden kaum je der Diskussion für würdig befunden. Ein Beispiel für viele: «Das Jahr 1780 beginnt mit neuen Forderungen der Königin, deren Zivilliste verdoppelt werden muß» (S. 238). Warum «muß»? Andere Schilderungen — z. B. die der Krönung auf Seite 157f. — lesen sich geradezu wie die Paraphrasen eines amtlichen Communiqués. Daß unter derartigen Gesichtspunkten sich keine neuen Ergebnisse oder Antworten auf die Frage nach dem Warum der Französischen Revolution ergeben können, versteht sich von selbst[17].

In ganz andere Bereiche der Geschichtswissenschaft führt endlich die *Festschrift zur Jahrhundertfeier der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.* Diese Institution widerspiegelt in ihrer Vergangenheit, die Franz Schnabels großer Essay «Die Idee und die Erscheinung» aufs schönste erstehen läßt, ein bedeutsames Kapitel deutscher Geistesgeschichte: ihre Gründung geht auf den Bayernkönig Maximilian II. zurück, der unter dem Eindruck der Persönlichkeit Rankes und der historiographischen Schöpfungen jener Jahre sich 1858 entschloß, ein Gremium der bekanntesten deutschen und deutschsprachigen Geschichtsforscher einzuberufen. Diese Kommission hat sich im Laufe der Jahrzehnte ihrer personellen Zusammensetzung nach gewandelt, immer aber sind die zu ihr gehörenden Persönlichkeiten repräsentativ im besten Sinne des Wortes gewesen. Repräsentativ waren aber auch die Leistungen, die unter ihrer Ägide erstanden: die Jahrbücher der Deutschen Geschichte, die in drei Reihen sich aufgliedernden Deutschen Reichstagsakten, die Allgemeine Deutsche Biographie und vieles andere dazu. Man durchblättert diesen Band mit Genuß und auch mit einem Gefühl der Beruhigung: zeigt doch gerade das beträchtliche Maß der von Ranke, Sybel und anderen im Schoße dieser Kommission geleisteten administrativen Arbeit, daß diese Anforderungen und ihre Belastungen den Gelehrten des 19. Jahrhunderts nicht so fremd waren, wie es unserer Gegenwart ab und zu erscheinen mag. Auch ergibt sich unausgesprochenermaßen eine reiche Bilanz im Hinblick auf die Wechselverhältnisse von individueller Leistung und Team-work, von Edition und Darstellung. Aber auch die Frage nach Vollständigkeit und Selektion bei editorischen Aufgaben hat sich in der Geschichte dieser Kommission immer wieder gestellt und wird sich wohl auch in der Zukunft stets erneut stellen. Bleibt es doch eines der materiellen Grundprobleme der Geschichtswissenschaft überhaupt, daß jede Generation in einer Gegenwart lebt, die selbst wieder so reiche Bestände an Quellen anlagert, daß der Förderungs- und Verarbeitungsprozeß zwangsläufig hinter dem Anstauungsprozeß zurückzubleiben droht. Da der Historiker im Zeichen der Gespaltenheit unserer Welt ohnehin vor der Notwendigkeit und auch der Gefahr steht, viel, ja ein Zuviel an geistigen Energien in den ideologischen Kampf zu investieren, bedarf er vielleicht noch mehr als in früheren Zeiten auch der ausgleichenden und bereichernden Beschäftigung mit den alten und den neu zu erschließenden Quellen[18].

Peter Stadler

[1] Friedrich Meinecke. Werke. Herausgegeben im Auftrage des Friedrich-Meinecke-Institutes der Freien Universität Berlin von Hans Herzfeld, Carl Hinrichs, Walther Hofer. Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte. Herausgegeben und eingeleitet von Walther Hofer. R. Oldenbourg Verlag, München 1957. Politische Schriften und Reden. Herausgegeben und eingeleitet von Georg Kotowski. Siegfried Toeche-Mittler Verlag, Darmstadt 1958. [2] Armin Mohler: Die Konservative Revolution in Deutschland 1918—1932. Grundriß ihrer Weltanschauungen. Friedrich Vorwerk Verlag, Stuttgart 1950. [3] Martin Göhring: Bismarcks Erben 1890—1945. Deutschlands Weg von Wilhelm II. bis Adolf Hitler. Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1958. Eine zweite Auflage ist 1959 erschienen. [4] Das Dritte Reich und Europa. Bericht über die Tagung des Instituts für Zeitgeschichte in Tutzing, Mai 1956. Im Selbstverlag des Instituts für Zeitgeschichte, München 1957. [5] Boris Celovsky:

Das Münchener Abkommen 1938. (Veröffentlichungen des Instituts für Zeitgeschichte. Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Band 3.) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1958. [6] Theodor Schieder: Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit. Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. R. Oldenbourg Verlag, München 1958. [7] Wolfgang von Wartburg: Revolutionäre Gestalten des 19. und 20. Jahrhunderts. Francke Verlag, Bern 1958. [8] Wolfgang Franke: Das Jahrhundert der chinesischen Revolution 1851—1959. R. Oldenbourg Verlag, München 1958. [9] Gerhard Ritter: Die Weltwirkung der Reformation. 2. Auflage. R. Oldenbourg Verlag, München 1959. [10] Gerhard Ritter: Lebendige Vergangenheit. Beiträge zur historisch-politischen Selbstbesinnung. Zum 70. Geburtstage des Verfassers herausgegeben von Freunden und Schülern. Verlag Oldenbourg, München 1958. [11] Joseph Vogt: Gesetz und Handlungsfreiheit in der Geschichte. Studien zur historischen Wiederholung. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1955. [12] Karl Brandi: Geschichte der Geschichtswissenschaft. 2., von Wolfgang Graf überarbeitete Auflage. Athenäum Verlag, Bonn 1952. [13] W. Kliutschewskij: Peter der Große und andere Porträts aus der russischen Geschichte. K. F. Koehler Verlag, Stuttgart 1953. [14] Irene Neander: Grundzüge der Geschichte Rußlands. Hermann Gentner Verlag, Darmstadt 1956. [15] Orell Füßlis Weltgeschichte, bearbeitet von Hermann Baumhauer, Hans Hein, Willibald Kirfel, Wilhelm Mommsen, Karl Pivec, Peter Welti. Orell Füßli Verlag, Zürich 1952. [16] Henriette L. T. de Beaufort: Wilhelm von Oranien 1533—1584. Verlag C. H. Beck, München 1956. [17] Bernhard Fay: Ludwig XVI. oder das Ende einer Welt. Verlag Georg D. W. Callwey, München 1956. [18] Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858—1958. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1958.

SOWJET-STRATEGIE IM ATOMZEITALTER

Im Jahre 1942 erschien unter dem Titel «Die unbekannte Armee» ein Buch über das russische Heer[1]. In jenem Zeitpunkt war die Sowjetstreitmacht gerade erst in das Blickfeld der Weltöffentlichkeit getreten. Heute aber sind 20 Jahre verstrichen, in denen fast täglich in der Presse von dieser Armee die Rede war; ist sie deshalb bekannter geworden? Nein! Noch immer versuchen militärische Fachleute das wahre Wesen und die wahre Stärke dieser Armee zu ergründen. Zwar sind in den letzten Jahren, vor allem in den Vereinigten Staaten, zahlreiche Werke veröffentlicht worden, die sich mit der sowjetischen Wehrmacht befassen; es sei an die Sammelwerke von Asher Lee, Saunders, Liddell Hart und an das Buch von Dinerstein erinnert[2]. *R. L. Garthoff* aber dürfen wir füglich als einen der besten Kenner dieser Materie bezeichnen. Schon seit 15 Jahren studiert er die russische Armee eingehend. Er war während mehreren Jahren in Rußland und hat die russische Fachpresse gründlich verfolgt. Er hat Beiträge zu den drei erstgenannten Sammelwerken geliefert, mit Dinerstein in einer Studienkommission zusammengearbeitet und 1953 sein erstes Buch über «Die Sowjet-Armee — Wesen und Lehre» herausgegeben[3]. Bei seinem Erscheinen erregte dieses Buch berechtigtes Aufsehen. Da es aber nur die stalinistische Ära behandelte und da auch im militärischen Denken der Regimewechsel des Jahres 1953 einen Wendepunkt bedeutet, ist das neue, nun in deutscher Sprache vorliegende Buch eine notwendige und wertvolle Ergänzung[4].

Es ist auffallend, wie schwer es den Angelsachsen wird, die russischen Kriegslehren zu verstehen, und umgekehrt zeigt das Buch Garthoffs auch, daß es den Russen nicht leicht fällt, den amerikanischen Doktrinen zu folgen. Dies äußert sich in einer zur Schau getragenen Geringschätzung oder in einem grenzenlosen Mißtrauen, das auf eine Überschätzung des anderen zurückzuführen ist. Garthoff will den westlichen Leser vor dieser

Gefahr warnen und ihn damit vor unheilvollen Illusionen schützen. Im 6. Kapitel, «Der Gegner in der Vorstellung der Sowjets», kommt deutlich zum Ausdruck, wie schwer es dem einen wie dem anderen wird, die Mentalität des Gegners voll zu erfassen. Worauf ist nun diese Schwierigkeit zurückzuführen? Bestimmt wirken sich hier die tiefgehenden ideologischen Verschiedenheiten aus. Zum anderen aber kommt es auch daher, daß die russischen Lehren aus der Schau einer Kontinentalmacht, diejenigen der Amerikaner von einer Seemacht entwickelt wurden.

Garthoff weist darauf hin, daß es für die Russen immer noch das Hauptziel im Krieg ist, die gegnerische Streitmacht zu vernichten. Sie glauben nicht, daß die strategischen Bombardierungen allein entscheidend sein können. Dieser Gedankengang ist für den Verfasser ein typisches Kennzeichen des kontinental gerichteten Denkens der Russen und ihrer traditionalistischen Doktrin. Zu Stalins Zeiten durfte weder von A-Waffen gesprochen werden noch durfte der Langstreckenluftwaffe Bedeutung zugemessen werden. Nach Stalins Tod haben sich aber die politischen und die militärischen Führer erstaunlich rasch umgestellt. In kurzer Zeit wurden die maßgeblichen Lehren den neuen Gegebenheiten angepaßt, und zur Überraschung des Westens übernahm Rußland in wenigen Jahren die Führung in der Entwicklung interkontinentaler Raketen. Die Russen erklären, daß dennoch im Krieg die Operationen der Landarmee die Entscheidung bringen werden. Sie glauben nicht an den Erfolg einer strategischen Überraschung mit A-Waffen. Rußland hat 1941 Verluste erlitten, die denjenigen entsprechen, die heute beim Einsatz von A-Waffen zu erwarten wären und dennoch haben sie sich erholt und schließlich den Krieg gewonnen. Bei dieser Überlegung drängt sich dem Leser die Frage auf, welches wohl nun die materialistischere Lehre vom Kriege sei. Sicher ist, daß die Russen durch ihre Theorie davon abgehalten werden, alles nur auf eine Karte setzen zu wollen, wie man dies im Westen oft gerne zu tun pflegt.

Welche Maßnahmen werden notwendig, seitdem damit gerechnet werden muß, daß A-Waffen auch auf dem Schlachtfeld eingesetzt werden? Die Russen sind auch da zu einer anderen Schlußfolgerung gelangt als maßgebliche westliche Fachleute. Die großen Verluste, die in kürzester Zeit entstehen können, zwingen die Mächte, noch größere Massen unter den Waffen zu halten als bisher, damit auch die oberste Führung jederzeit über große Reserven verfügt, um die Verluste rechtzeitig decken zu können. Die A-Waffen erheischen also nach russischer Ansicht erst recht Massenheere. Die Bestände werden also nicht, wie dies oft im Westen vertreten wird, herabgesetzt werden können. Die modernen Massenarmeen werden aber nicht mehr infanteristische, sondern hoch mechanisierte Heere sein. Denn nur durch große Beweglichkeit wird man auf taktischer Ebene sich vor A-Waffen schützen können. Nur durch sie wird es möglich sein, sich einerseits durch Auflockerung vor der gegnerischen Wirkung zu schützen und anderseits die Kräfte rechtzeitig auf dem Schlachtfeld zu konzentrieren. In diesem letzten Punkt stimmen die russischen Lehren mit den westlichen überein. Dies sollte auch uns Schweizern zu denken geben.

Wirkt die Abschreckung noch heute, da das Gleichgewicht in der Atomrüstung hergestellt ist? Bis zu einem gewissen Grade wohl. Keine Macht wird es heute riskieren, einen allgemeinen Atomkrieg zu entfesseln. Immerhin sind Fehlberechnungen oder Panikhandlungen möglich, so daß ein Krieg entgegen vernünftiger Überlegung ausbricht. Kann aber ein Krieg räumlich oder in bezug auf Mittel beschränkt werden? Die Russen sehen die Gefahr, daß jeder Krieg, der als begrenzter Krieg begonnen wird, zu einem allgemeinen Krieg wird. Sie selbst werden bestrebt sein, einen Krieg ohne A-Waffen zu führen, denn dann ist ihre Überlegenheit eindeutig. Sie zwingen den Gegner damit, den Entscheid über die Verwendung zu fassen und die damit verbundene Diskriminierung in den Augen der Welt auf sich zu nehmen. Da sich aber Amerika und die westlichen Mächte ganz darauf eingestellt haben, A-Waffen zu verwenden, werden sie davon abgehalten, das Risiko eines Kriegs

auf sich zu nehmen. Damit ist die Atomabschreckung zu einem Trumpf in den Händen der Russen geworden.

Im letzten Kapitel versucht Garthoff, einen Blick in die Zukunft zu tun und die sowjetische Strategie im Jahre 1970 vorauszusagen. Seither hat er in einem neuen Buch diesen Gedanken weiterverfolgt[5]. General S. L. A. Marshall hat dieses Werk in der «New York Times Book Review» ziemlich kritisch gewürdigt. Er sagt zu diesem Versuch: «Darin mag für Herrn Garthoff... ein kleiner Trost liegen, daß Ausmaß und Wesen von keinem der bedeutenden Kriege, die in den letzten hundert Jahren ausgefochten wurden, durch irgendeinen Strategen vorausgesehen worden sind.» Auch das Kapitel, das im vorliegenden Buch dem Zukunftskrieg gewidmet ist, mag den Leser recht problematisch dünken. Wenn man auch General Marshall recht gibt, so ist dennoch sicher, daß in den Kriegen der letzten hundert Jahre die meisten Fehler begangen wurden, weil die Militärs sich zu wenig mit den technischen Möglichkeiten befaßt haben. Eine solche Schau in die Zukunft ist deshalb trotz aller Problematik notwendig und wertvoll.

Es ist nicht möglich, im Rahmen einer kurzen Besprechung auf alle Fragen einzugehen, die der Verfasser in seinem ausführlichen Buch aufgeworfen hat. Die wenigen Beispiele aber mögen genügen, dem Leser einen Eindruck zu geben über den Inhalt dieses tiefschürfenden Werkes, das nun in einer guten Übersetzung dem deutschsprechenden Publikum zugänglich ist. Ich möchte abschließen mit den Worten des amerikanischen Rezensenten der Zeitschrift «Army»: «Garthoffs neues Buch regt uns zum Denken an, und zwar mehr, als die meisten von uns es seit langem getan haben.»

Fritz Wille

[1] Nikolaus Basseches: Die unbekannte Armee, Wesen und Geschichte des russischen Heeres, Zürich 1942. [2] Asher Lee: Soviet air and rocket force, London 1958. M. G. Saunders: Soviet Navy, London 1958. B. H. Liddell Hart: Soviet Army, London 1956. H. S. Dinerstein: War and the Soviet Union, New York 1959. [3] R. L. Garthoff: Die Sowjet-Armee, Wesen und Lehre, Köln 1955. Amerikanische Ausgabe: Soviet military doctrine, Illinois 1953. [4] Raymond L. Garthoff: Sowjetstrategie im Atomzeitalter. Aus dem Amerikanischen übertragen von Wilhelm und Modeste Pferdekamp, Droste Verlag, Düsseldorf 1959. Amerikanische Ausgabe: Soviet Strategy in the nuclear age, New York 1958. [5] R. L. Garthoff: The Soviet image of future war, Washington 1959.